

Tieck und Solger. Zwei Namen und ihre intellektuellen Genealogien

Anne Baillot, Sophia Zeil

► **To cite this version:**

Anne Baillot, Sophia Zeil. Tieck und Solger. Zwei Namen und ihre intellektuellen Genealogien. Achim Hölder

Walter Schmitz. Konferenzband der ersten und zweiten Tagungen der Tieck-Gesellschaft , 2016. <halshs-01277669v2>

HAL Id: halshs-01277669

<https://halshs.archives-ouvertes.fr/halshs-01277669v2>

Submitted on 19 Mar 2016

HAL is a multi-disciplinary open access archive for the deposit and dissemination of scientific research documents, whether they are published or not. The documents may come from teaching and research institutions in France or abroad, or from public or private research centers.

L'archive ouverte pluridisciplinaire **HAL**, est destinée au dépôt et à la diffusion de documents scientifiques de niveau recherche, publiés ou non, émanant des établissements d'enseignement et de recherche français ou étrangers, des laboratoires publics ou privés.





Tieck und Solger.

Zwei Namen und ihre intellektuellen Genealogien

Anne Baillot & Sophia Zeil

März 2016

Die im hiesigen Titel ausgeführten Namen sind an sich aussagekräftig. Denn natürlich geht es hier um den *einen* Tieck und um den *einen* Solger.¹ Einerseits Ludwig Tieck, der Märchen- und Novellenautor, Shakespeare-Kenner und Bühnentheoretiker. Andererseits Karl Solger, ein idealistischer Philosoph (der in der Regel mit allen drei Vornamen genannt wird, Karl Wilhelm Ferdinand, obwohl er immer nur mit dem ersten unterschrieb), Philosoph zwischen den Stühlen von Riesen und Sophokles-Übersetzer. Es gibt viele Gründe, warum diese zwei Menschen und ihre umtriebige Freundschaft zwischen 1812 und Solgers Tod 1819 als romantisches Faszinosum fungieren können. Einige Gründe werden im ersten Teil dieses Aufsatzes systematisch dargestellt.

Doch einige hier und da im Briefwechsel gestreute Anmerkungen lenken die Aufmerksamkeit der Leser_innen auf andere Aspekte. Dies gilt insbesondere für kleine Einschübe wie: „Wir haben in den letzten Abenden hinter einander alle Gespräche der ersten beiden Theile des Phantasmus gelesen; meine Frau hat mir aufgetragen, Sie zu bitten, daß Sie doch auch für den 3ten recht viele und schöne schreiben“² oder „[...] kommen Sie hierher, so schnell Sie können, und gewiß, und bringen Sie wenigstens Dorotheen mit!“³. Doch es ist gar nicht so einfach, der Realität hinter solchen Sätzen näher zu kommen. Zum einen besteht das Risiko, offene Türen einzurennen (war es nicht in jedem romantischen Haushalt genau so, wie Tieck und Solger ihren Alltag schildern?). Zum anderen flößt die Tradition der Literaturgeschichte eine Mischung aus Skepsis und Respekt vor dem ein, was sich hinter den Türen verbergen könnte. Wie viel will und kann man eigentlich darüber wissen, welche Rolle die Frau, die Tochter gespielt haben, zumal voraussehbar ist, dass ein Großteil des einschlägigen Materials wahrscheinlich verschollen ist? Was soll man sich von einer solchen Arbeit erhoffen: eine neue Geschichte, ein Korrektiv, noch mehr Fragezeichen?

¹ Über die Reihenfolge der beiden Namen, die Percy Matenko in seiner Edition des Briefwechsels (*Tieck and Solger. The Complete Correspondence*, New York, 1934) nicht unbegründet festgelegt hat, äußert sich Achim Hölter in seinem Aufsatz „Liebe und Haß in Ludwig Tiecks Ästhetik: aus der ‚Confektgegend‘ seines Briefwechsels mit Solger“, in: *Frühe Romantik – frühe Komparatistik: gesammelte Aufsätze zu Ludwig Tieck*, Frankfurt am Main, 2001, S. 215–230. Er deutet sie als Treueeid an die Literaturgeschichte.

² Vgl. Matenko (wie Anm. 1), Brief von Solger an Tieck vom 4. August 1816, S. 269–270.

³ Vgl. Matenko (wie Anm. 1), Brief von Solger an Tieck vom 27. Februar 1819, S. 527. Der geplante Aufenthalt in Berlin, bei dem Dorothea Tieck bei Solgers wohnen soll, wird im Vorfeld schon mehrfach geplant, angekündigt und besprochen (vgl. Briefe vom Juli 1818, S. 456, vom Dezember 1818, S. 494, vom 1. Januar 1819, S. 514); er wird im weiteren Briefwechsel weiter diskutiert (im Mai 1819, S. 541, 546, 548).



Im Rahmen der Nachwuchsgruppe „Berliner Intellektuelle 1800–1830“⁴ ging es darum, die Verbindungen innerhalb der literarisch-wissenschaftlichen Gemeinschaft in der Hauptstadt herauszuarbeiten. Symptomatischerweise hat sich dieses Vorhaben ausgerechnet aus einer Beschäftigung mit dem Briefwechsel zwischen Tieck und Solger (und dem dritten Mann im Bunde, Friedrich von Raumer)⁵ ergeben. Die Beschäftigung mit intellektuellen Netzwerken bahnte dann den Weg zu den bislang unsichtbaren oder wenig beachteten Verwandten und Freund_innen.

So in sich geschlossen die Beziehung zwischen Tieck und Solger auch ist, sie bezieht doch den sie umgebenden Kontext auf zahlreichen Ebenen des Brief- und Werktextes mit ein. Die Bemühungen um eine gemeinsam herauszugebende Zeitschrift⁶ und die verpassten Chancen um die Berufung Tiecks nach Berlin⁷ lassen sich, wie zahlreiche andere Ereignisse in dieser intellektuellen Beziehung, nicht ausschließlich aus dem Mikrokosmos der zwei Protagonisten herausfiltern. Vieles lässt sich nur unter Berücksichtigung eines Nexus von Beziehungen nachvollziehen. Hierbei spielen Instanzen, die den Ruf der als zentral geltenden Personen (hier Tieck oder Solger) mittragen, eine Schlüsselrolle, welche noch einer Definition, Verortung und hermeneutischen Operationalisierung bedarf. Diese Instanzen sind diejenigen, die das Werk und die Person öffentlich mit vertreten und privat in der Konstruktion der intellektuellen Identität unterstützen.

Im Folgenden geht es damit um den Niederschlag des durch diese Instanzen getragenen Erbes in den Schriften und in den Personen: Wie trägt das Zusammenspiel von menschlichem und schriftlichem Erbe zur Konstruktion einer intellektuellen Identität zu Lebzeiten und darüber hinaus bei? Welche Rolle spielen Vermittlungsinstanzen außerhalb des dualen Mikrokosmos, die eine nähere Verbindung aufweisen als die breitere Öffentlichkeit?

Solger hat nicht geahnt, dass er so früh sterben würde⁸ und Tieck hat wahrscheinlich nicht geahnt, dass er so viele Freunde und Verwandte überleben würde.⁹ Das intellektuelle Erbe

⁴ Die Nachwuchsgruppe war von 2010 bis 2015 im Rahmen des Emmy Noether-Programms der Deutschen Forschungsgemeinschaft gefördert. Die Arbeitsergebnisse sind online zu finden: <http://www.anne-baillot.eu/home-deutsch/forschung-de/intellektuellen>. Im Folgenden wird der Briefwechsel zwischen Tieck und Raumer sowie der Briefwechsel zwischen Dorothea Tieck und Friedrich von Uechtritz nach der von der Nachwuchsgruppe realisierten digitalen Edition *Briefe und Texte aus dem intellektuellen Berlin um 1800* zitiert (<http://tei.ibi.hu-berlin.de/berliner-intellektuelle/>).

⁵ Zu Friedrich von Raumer vgl. A. Baillot, „Intellektuelle Öffentlichkeit. Friedrich von Raumers Weg zwischen Politik und Wissenschaft“, in: *Berlins 19. Jahrhundert. Ein Metropolen-Kompendium*, hg. von Roland Berbig, et al., Berlin, 2011, S. 147–160.

⁶ Die Zeitschrift sollte insbesondere Solgers sogenanntes Manifest enthalten. Zum Manifest s. die Arbeiten von Mildred Galland-Szymkowiak, insbesondere im Band *K. W. F. Solger. Écrits philosophiques*, hg. von ders., Paris, 2015 und die ausführlichen Einleitungstexte zu den übersetzten Texten, sowie die Briefe von Solger an Tieck vom 16. Oktober 1816, Matenko (wie Anm. 1), S. 292–293; vom 4. Januar 1818, S. 409; vom 22. November 1818, S. 485 und vom 17. Dezember 1818, S. 501.

⁷ Besonders intensiv besprochen in den Briefen von Solger an Tieck vom 18. August 1819, Matenko (wie Anm. 1) S. 558–559; vom 18. September 1819, S. 561–564; von Tieck an Solger vom 22. September 1819, S. 570–571; von Solger an Tieck vom 29. September 1819 (ca. 2 Wochen vor Solgers Tod), S. 574–575.

⁸ Nach längeren Krankheitsphasen in den Vorjahren (nicht zuletzt wegen Erschöpfung) hatte Solger seinen langen Neujahrsbrief an Tieck vom 1. Januar 1819 unter die Auspizien einer wiederhergestellten Gesundheit und wiedergefundenen Energie setzen wollen: „Sie empfangen hier, mein theuerster Freund, ganz warm und



wird vom Autor anhand einer bestimmten Vorstellung von der eigenen Lebensdauer konstruiert. Um diese Überlebenschance im Sinne einer historischen Anerkennung auf eine Form von Kanonisierung hin zu steigern, gilt es, Menschen um sich zu haben, die einen gegebenenfalls ablösen und für die Fortführung des Werkes unter dem eigenen Namen sorgen. Die Sicherung eines intellektuellen Erbes bedeutet also einerseits die Entwicklung einer Veröffentlichungsstrategie zu Lebzeiten und andererseits die Vorbereitung einer solchen über den Tod hinweg, getragen durch Schriften, die der Zeit standhalten, und durch (menschliche) Erben, die einen überleben.

Solche Genealogien¹⁰ können einerseits horizontal sein: Tieck ediert Kleist mit Solgers Hilfe¹¹; Tieck und Raumer edieren Solger¹²; Raumer ediert sich selbst¹³ – das funktioniert auf ein und derselben genealogischen Ebene. Zum anderen können Genealogien vertikal sein, sie sind es auch meist. Dies ist beispielsweise der Fall bei einer Lehrer-Schüler-Beziehung wie derjenigen zwischen Solger und Ludwig Heyse, die zur Veröffentlichung von Solgers *Vorlesungen über Ästhetik* durch Heyse führt.¹⁴ In diese Kategorie fällt ebenfalls die Einbettung der Familienmitglieder, die einen potentiell überleben werden: die viel jüngere Ehefrau im Fall Solgers,¹⁵ die kluge Tochter im Fall Tiecks,¹⁶ die das Gedankengut zu Lebzeiten mit-, und nach

frisch meine und alle der Meinigen beste Wünsche zum neuen Jahr, für Sie und die Ihrigen. Ich kann überhaupt dieses Jahr, in welchem ich Besseres zu erleben hoffe, als im vorigen nicht besser anfangen, als indem ich Ihnen schreibe und dadurch gute Vorbedeutung unserer fortdauernden und wo möglich noch enger zu schließenden Verbindung gebe.“; Matenko (wie Anm. 1), S. 504. – Was retrospektiv für Tieck nicht ohne Bitterkeit war, da Solger im Oktober ebendieses Jahres starb.

⁹ Gleichwohl beschäftigt ihn zumindest im Brief an Raumer vom 5. Juni 1830 die Sorge um den frühzeitigen Tod der Freunde: „Sie werden mich verlassen, wie Solger, Novalis, — die trübe Ahndung quält mich [...]“ (<http://tei.ibi.hu-berlin.de/berliner-intellektuelle/manuscript?Brief23TieckanRaumer+de#3>).

¹⁰ Der Begriff der „intellektuellen Genealogien“ schließt an die Analysen der Inszenierung von Genealogien in den Briefwechseln um 1800 an, vgl. den Band *Briefe um 1800. Zur Medialität von Generation*, hg. von Selma Jahnke und Sylvie Le Moël, Berlin 2015. Vgl. insbes. die Einleitung von Selma Jahnke (ebd.) und in Rücksicht auf die Tieck-Familie den Beitrag von Anne Baillot: „Die Hand des Vaters. Fichte, Voß, Tieck und ihr Nachwuchs im Spiegel ihrer Handschriften“ (ebd., S. 251-273).

¹¹ *Heinrich von Kleists hinterlassene Schriften*, hg. von Ludwig Tieck, Berlin, 1821.

¹² *Solgers Nachgelassene Schriften und Briefwechsel* erschienen 1826 in 2 Bänden. Der Jugendfreund Solgers Ludwig Krause war anfangs am Unternehmen beteiligt, starb aber vor dem Druck (1825). Der Briefband ist als Band 1 erschienen, die Aufsätze als Band 2, auf Initiative des Setzers oder des Verlegers. Die Geschichte der Konzeption, Komposition und Realisierung dieses Erinnerungswerkes lässt sich dem Briefwechsel zwischen Ludwig Tieck und Friedrich von Raumer entnehmen; vgl. insbes. die Briefe der Jahre 1818–1826 (<http://tei.ibi.hu-berlin.de/berliner-intellektuelle/author?p0133+de>).

¹³ In zwei Schritten: zuerst die *Lebenserinnerungen und Briefwechsel* in 2 Bänden (Leipzig 1861), dann der *Litterarische Nachlaß*, auch in 2 Bänden (Berlin, 1869). Zu Friedrich von Raumers Profil und Rolle im intellektuellen Preußen vgl. „Intellektuelle Öffentlichkeit“ (wie Anm. 5).

¹⁴ Heyse hatte allerdings weitere Vorlesungen von Solger gehört, wie die Teilnehmerlisten der Philosophischen Fakultät im Archiv der Humboldt-Universität zu Berlin belegen. Erhalten ist unter anderem eine wichtige Mitschrift Heyses zu Solgers Vorlesungen zur „Mythologie der Griechen“ vom Sommersemester 1818 (im Archiv der University of Chicago, Joseph Regenstein Library, Special Collections als Ms 106 aufbewahrt). Solgers *Vorlesungen über Ästhetik* gab er 1829 in Leipzig nach der eigenen Mitschrift heraus.

¹⁵ Die 19-jährige Henriette von Gröben war 14 Jahre jünger als ihr Ehemann, als sie 1813 heirateten.

¹⁶ Ludwig Tieck erkannte sehr früh die ausgezeichnete Auffassungsgabe seiner ältesten Tochter und förderte sie. Vgl. u. a. Roger Paulin, „Luise Gottsched und Dorothea Tieck. Vom Schicksal zweier Übersetzerinnen“, in: *Shakespeare-Jahrbuch* 134 (1998), S. 108–122.



dem Tod womöglich weitertragen sollte (aber nur womöglich – Dorothea starb vor ihrem Vater und konnte ihre Erbinnenfunktion nicht erfüllen).

Von besonderem Interesse für die hiesige Analyse ist, wie die Einbeziehung dieser intellektuellen Genealogien nicht nur kulturhistorisch, sondern auch für das Verständnis des Schaffensprozesses der jeweiligen Protagonisten Neues erschließen kann. In diesen Teil der Analyse (zweiter Teil) wird dabei eine neu erschlossene Quelle eingebunden, nämlich die Korrespondenz zwischen Luise von Bülow und Dorothea Tieck, die Sophia Zeil in Form einer editionspraktischen Masterarbeit erstmals ediert und wissenschaftlich ausgewertet hat.¹⁷

Hat man einmal die Wichtigkeit genealogiegetragener Konstellationen für die Erforschung der intellektuellen Netzwerke (und des romantischen Kunstschaffens) erkannt, stellt sich die Frage, wie sie sinnvollerweise untersucht werden können. Die Frage, der im dritten und letzten Teil dieses Beitrags nachgegangen wird, ist die nach der Methodik der Erforschung von intellektuellen Genealogien. Um die Interaktion von Werken und Autoren in einem gegebenen Kontext zu verstehen, lohnt es sich, es nicht bei einer Fallstudie zu belassen, sondern Vergleichselemente heranzuziehen und methodische Bedingungen für die Fruchtbarmachung des Vergleichs zu schaffen. Hierbei soll die digitale Methodik vorgestellt werden, die im Rahmen der Nachwuchsgruppe „Berliner Intellektuelle 1800–1830“ zu diesem Zweck entwickelt wurde. Argumentiert wird vorrangig, aufgrund der besonders gut geeigneten Nachlass-Struktur, anhand des Boeckh-Korpus, wobei es bei diesem methodischen Vorstoß darum geht, mögliche Ansätze für die Entwicklung der Tieck-Forschung zu formulieren.

1. Die produktive Freundschaft zwischen Tieck und Solger

Die Arbeitsbeziehung zwischen Tieck und Solger, wie sie anhand des umfangreichen und sorgfältig aufbewahrten Briefwechsels rekonstruiert werden kann,¹⁸ kann als doppelte Geschichtsschreibung gelesen werden, wobei das erste Narrativ und das zweite Narrativ sich teilweise unabhängig voneinander entfalten.

Das erste Narrativ ist das der „Confektgegend“ – das Tieck-Zitat zieht Achim Hölter heran, um die Tieck-Solger-Freundschaft zu charakterisieren –¹⁹, die hier erneut differenziert unter die Lupe genommen werden soll. Dieses Narrativ der *Confektgegend* entwickelt sich entlang dreier Textgattungen, die in den Briefen thematisiert werden und den Hauptstoff der brieflichen Diskussionen zwischen den Korrespondenten ausmachen.

¹⁷ Sophia Zeil, „Was wir nicht in Worte fassen können“ – Eine historisch-kritische Edition der Briefe Dorothea Tiecks an Luise von Bülow-Dennewitz, Masterarbeit im Fach Editionswissenschaft, Freie Universität Berlin 2015.

¹⁸ Allerdings stellt sich dieser Briefwechsel als sehr unausgeglichen dar. Solger schrieb öfter und längere Briefe als sein Korrespondenzpartner. Darüber hinaus sind die Unterbrechungen aufgrund von gegenseitigen Besuchen insofern bedeutend, als sie kaum Textzeugen zum Inhalt der Gespräche hinterlassen haben.

¹⁹ Hölter, „Liebe und Haß in Ludwig Tiecks Ästhetik“ (wie Anm. 1).



Die erste dieser Gattungen ist das Drama. Das gemeinsame Interesse für Fragen der dramatischen Struktur und der Bühnengestaltung brachte Tieck und Solger einander näher.²⁰ Obwohl Solger sich mit einer Sophokles-Übersetzung hervorgetan hatte,²¹ beschäftigte er sich seit seinem Hallenser Studium ebenfalls mit Shakespeare und Shakespeare-Übersetzungen. Die gelehrte Gesellschaft, die sich im Studium konstituiert hatte und der er angehörte, widmete sich nicht zuletzt Fragen der Rezeption und der Übersetzung.²² Keßler, Krause und Abeken, die wie Solger Mitglieder der Freitagsgesellschaft waren, ließen schon früh Übersetzungen und Analysen (oft in kleinerem Umfang) drucken bzw. unter Freunden kursieren.²³ Bereits 1812 hatte sich Solger durch die intensive Beschäftigung mit diesen Texten und den damit zusammenhängenden Übersetzungsfragen zu einem ausgezeichneten Shakespeare-Kenner entwickelt. Fragen der Inszenierung als der Versinnbildlichung eines abstrakteren Gedankens standen ohnehin im Mittelpunkt seines theoretischen Interesses, handelt es sich ja um *die* zentrale Frage seiner Philosophie mindestens bis in das Jahr 1815 hinein.²⁴ Damit zeichnet sich Solger im Austausch mit Tieck über Bühnengestaltung und dramatische Ästhetik nicht nur durch gelehrte Kenntnis der Materie aus,²⁵ sondern auch durch fundierte Theoretisierungsleistung.

Solgers Leistung beschränkt sich in diesem Zusammenhang nicht auf die Demonstration philologischer und philosophischer Gelehrsamkeit. In Bezug auf Shakespeare fungiert er auch als Vermittlungsinstanz in einem sowohl überraschenden als auch für seine intellektuelle Entwicklung und Persönlichkeit typischen Sinne. Solger ist in dieser Hinsicht insofern eine faszinierende Figur, als er in der Übersetzungsdiskussion mit Schulen im Austausch stand, die wir heute als gegensätzliche Pole wahrnehmen. Der junge Solger war mit dem jungen Voß

²⁰ Vgl. hierzu den Aufsatz von A. Baillot „Die Entdeckung der Ironie. Das Bild Shakespeares bei Tieck und Solger“, in: *Shakespeare und kein Ende? Beiträge zur Shakespeare-Rezeption in Deutschland und in Frankreich vom 18. bis 20. Jahrhundert*, hg. von Béatrice Dumiche, Bonn 2012, S. 81–95.

²¹ Die zweibändige Sophokles-Übersetzung Solgers erschien 1808 und begründete die Verleihung des Dokortitels durch die Universität Jena im Folgejahr. Diese Übersetzung war lange Zeit maßgebend, vgl. Josefine Kitzbichler, „Von 1800 bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts“, in: *Theorie der Übersetzung antiker Literatur in Deutschland seit 1800*, hg. von Josefine Kitzbichler, Katja Lubitz, Nina Mindt, Berlin, 2009, S. 46–52. Solgers Sophokles-Übersetzung erlebte zwei weitere Auflagen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts (1824, 1837). Goethe druckte einen Teil der Einleitung Solgers als Begleittext zu seiner Antigone-Inszenierung in Weimar 1809; vgl. hierzu die Aufsätze „Aktualität des Sophokles. Zur Übersetzung und Inszenierung der Antigone. Ein unveröffentlichter Brief von Rudolf Abeken an Karl Solger (Weimar, 1809)“, in: *Zeitschrift für deutsche Philologie* (120), 2001/2, S. 161–182 sowie neuerdings „Antigone est-elle weimarienne?“, in: *Le Théâtre antique entre France et Allemagne (XIXe-XXe siècles). De la traduction à la mise en scène*, hg. von Sylvie Humbert-Mougouin und Claire Lechevalier, Tours, 2012, S. 25–43 (beides Anne Baillot).

²² Zu Mitgliedern und Aktivitäten der Freitags-Gesellschaft vgl. den gleichnamigen Beitrag im *Handbuch der Berliner Vereine und Gesellschaften 1786–1815*, hg. von Uta Motschmann, Berlin, 2015, S. 435–439 (von Anne Baillot).

²³ Vgl. die Hinweise darauf im Briefwechsel zwischen Solger und Johann Heinrich Voß, hg. von Sophia Zeil und Johanna Preusse im Anhang zum Sammelband *Voß' Übersetzungssprache. Voraussetzungen – Kontexte – Folgen*, hg. von Anne Baillot, Enrica Fantino, Josefine Kitzbichler, Berlin, 2015 (S. 161–278).

²⁴ Vgl. Wolfhart Henckmann, „Symbolische und allegorische Kunst bei Solger“, in: *Früher Idealismus und Frühromantik. Der Streit um die Grundlagen der Ästhetik (1795–1805), Philosophisch-literarische Streitsachen* Bd. 1, hg. von Walter Jaeschke und Helmut Holzey, Hamburg, 1990, S. 214–240.

²⁵ Die „Gelehrsamkeit“ des Briefwechsels war von Achim Hölter 2001 (vgl. Anm. 1) besonders hervorgehoben worden.



befreundet,²⁶ und ebendieser Solger, kaum dass er Sophokles übersetzt (und sich damit eine harsche Kritik von Voß eingeholt)²⁷ hatte, befreundete sich mit Tieck. Selbst vor dem Hintergrund, dass die Literaturgeschichtsschreibung des 19. und 20. Jahrhunderts tendenziell polarisiert und uns ein verzerrtes Bild der damaligen Verhältnisse hat vermitteln können, erscheint der intellektuelle Sprung kaum nachvollziehbar. Wie ist es jemandem wie Solger möglich, in Übersetzungssachen sowohl mit Voß als auch mit Tieck gelehrte Diskussionen zu führen, legen doch beide Korrespondenzpartner den Akzent auf unterschiedliche, ja einander widersprechende Aspekte und Interpretationsschwerpunkte?

Mit Voß bespricht Solger Rhythmik und Versschemata. Es geht um Emendationen, um Feinheit im Detail des einzelnen Verses bzw. Versteils. Mit Tieck geht es zwar zum Teil um dieselben Texte, aber der Diskurs darüber ist ein anderer: Die dramatische Grundstruktur rückt in den Mittelpunkt. Ab 1810 positioniert sich Solger tatsächlich nicht mehr (nur) als Philologe, sondern immer auch (wenn nicht gar vorrangig) als Theoretiker. Der Briefwechsel mit Tieck ist die Plattform, in der diese Diskursform aufblüht. So spielt der Diskurs über Dramen, ihre Ausgestaltung, ihre Wahrnehmung, ihre Bedeutung, sowohl für Tieck als auch für Solger eine zentrale Rolle. Er zementiert die Freundschaft in der Phase, wo sie sich herausbildet.

Die zweite Gattung, entlang derer sich das Narrativ der *Confektgegend* konstituiert, ist die Schriftform, die Tieck in den 1810er Jahren verwendet und die über die dramatischen Elemente hinaus Märchen- und erste Ansätze der Novellensprache mischt, die dann die Schriften des folgenden Jahrzehnts charakterisieren wird.²⁸ Die sich da entfaltende Sprache ist für Solger ein Lichtblick, sowohl auf philosophietheoretischer Ebene als auch in Hinsicht auf seinen persönlichen Geschmack. Nicht nur im Briefwechsel mit Tieck, sondern auch im *Erwin* stellt er diese Textform als Höhepunkt aller Kunst dar.²⁹ Aus Solgers Briefwechsel wird darüber hinaus deutlich, dass die Lektüre der Tieck-Überarbeitungen solcher Jugendwerke wie *Däumchen*, *Rotkäppchen* und die *Verkehrte Welt* die Abende mit seiner Frau füllt. So in einem Brief vom Dezember 1813:

„Genau habe ich nicht vergleichen können, was Sie verändert haben; es schien mir aber hier [gemeint ist der *Gestiefelte Kater*; AB/SZ] und in der verkehrten Welt, als

²⁶ Zur Freundschaft zwischen Solger und Johann Heinrich Voß dem Jüngeren vgl. A. Baillot, „Shakespeare und die alten Tragiker im Briefwechsel Heinrich Voß' mit Karl Solger und Rudolf Abeken“, in: *Voß' Übersetzungssprache* (wie Anm. 23), S. 93–112.

²⁷ Vgl. A. Baillot, „'Wenn der Geist des Sophokles so in einer blauen Flamme emporsteigt'. Deutsche Übersetzungen der alten Tragiker am Beispiel von Solgers Sophokles“, in: *Das Tragische im Jahrhundert der Aufklärung*, hg. von Vanessa de Senarclens, Hannover-Laatzten, 2007, S. 27–154

²⁸ Gemeint ist hier die im *Phantasmus* zu findende Schreibform, die in vielerlei Hinsicht experimentell bleibt und schwerlich auf eine Gattung reduziert werden kann. Vgl. Thomas Meißner, *Erinnerte Romantik. Ludwig Tiecks „Phantasmus“*, Würzburg 2007.

²⁹ Vgl. Brief von Solger an Tieck vom 28. Juli 1816: „Auf Ihnen beruht das Heil der Deutschen Kunst; Sie sind der einzige, der mitten in dem gefälschten Zeitalter in reiner poetischer Klarheit dasteht; Ihr Treiben ist das Wahre und Göttliche, denn es ist immer reiner und reiner aus dem ganze Gewirre hervorgegangen!“; Matenko (wie Anm. 1), S. 260. Vgl. auch K.W.F. Solger, *Erwin. Vier Gespräche über das Schöne und die Kunst*, Berlin 1815, S. 112 sowie 235 und 258–259.



wäre alles gerundeter geworden. Wenn ich also danach urtheilen darf, so sind Ihre Verbesserungen gewiß ächt. Unendliche Lust hat es mir gemacht, diese Sachen meiner Frau vorzulesen. Für die sind sie recht geschrieben. Sie hängt am Munde des Vorlesers, wie ein Kind, dem man Märchen erzählt, und diese Märchenwelt ist in so fern nicht die ihrige, als sie darin das Wahre und Tiefe am lebendigsten auffaßt. Sie werden es mir wohl noch zu Gute halten, daß ich Ihnen auch von solcher Kritik etwas vorschwatze; die Sie gewiß nicht mit neumodischer Damenkritik verwechseln werden. Nur die Semmelziegenschen Ehebeschwerden wagte ich denn doch nicht ihr vorzulesen, wenn ich auch in thesi Ihrer Vertheidigung darüber vollkommen beitrete.“³⁰

In seiner Formulierung fügt sich Solger in die durch die sozialen Normen definierten Rollen: Der Mann fungiert der Frau gegenüber als intellektueller Vormund. Auch die ‚Blue Stockings‘-Einstellung gelehrter Frauen wird grundsätzlich abgelehnt.³¹ In seiner Vorlesung des Textes zensiert Solger darüber hinaus auch die Passagen, die er als gefährlich für Frauenohren ansieht. Es ist weder „neumodische Damenkritik“ noch männergleiche Kritik, die Henriette Solger leisten kann. Dennoch ist es eine im Rahmen des Briefwechsels nennenswerte Kritik.

Die Rückbindung an eine empfindsame Auffassung, beinahe à la Herder, nach der Frauen (Kindern und alten Völkern ähnlich) eine direktere Nähe zum Herzen der Kunst haben, schwingt hier mit. Die geschilderte Szene hat etwas von der Inszenierung eines wissenschaftlichen Experimentes: Was ergibt sich aus einer (wohl sehr kontrollierten) Heranführung einer prototypischen Leserin an den Text? Was dadurch entsteht, ist jedoch nicht nur die Beobachtung einer naiven Lektüre, sondern die Entwicklung einer ästhetischen Gemeinschaft bei Solgers, die über die Bedienung sozialer Normen hinausgeht. Solger inszeniert sich als überlegenen Beobachter, d. h. als Verkörperung der Ironie, wie er sie theoretisiert, als ein Blick von oben über die Kunst.³² Doch Henriette Solgers Position, ihre Lektüre, ihr Input – von unten – sind für Solgers Theoriebildung und für den Inhalt seines Briefwechsels mit Tieck unverzichtbar. Wenn man einen Blick ins Namensverzeichnis der Edition des Tieck-Solger-Briefwechsels durch Percy Matenko wirft, wird auffällig, dass die Seitenzahlen, auf denen Tiecks Frau und Kinder erscheinen, komplett aufgelistet werden (mit einer getrennten Liste für Dorothea und die von ihr ausgearbeiteten Werke), während unter Solgers Frau und Solgers Kindern nach sechs Seitenangaben ein „etc.“ steht.³³ Matenko hat die Einbettung der Familie in Solgers Austausch mit Tieck nicht nachzuvollziehen versucht. Dies zeigt einmal mehr, wie sehr wir mit dieser Edition von einer Rezeption abhängig sind, die einer bestimmten literaturhistoriographischen Tradition verschuldet bleibt und die familiären Konstellationen als intellektuell produktive Momente zwar benennt, aber inhaltlich ausblendet. Im Hinblick jedoch auf die Genauigkeit von Solgers Lektüre der überarbeiteten Version des *Phantasmus* wäre sicherlich auch eine detailliertere Analyse der gemeinsamen

³⁰ Matenko (wie Anm. 1), S. 101.

³¹ Wie sich in dieser Zeit Versuche gestalteten, den begrenzten Einflussradius zu durchbrechen, wird anhand von einschlägigen und einprägsamen Beispielen von Barbara Becker-Cantarino in *Schriftstellerinnen der Romantik: Epoche – Werke – Wirkung*, München 2000, dargestellt.

³² Vgl. Solger, *Erwin* (wie Anm. 29), S. 388–389.

³³ Vgl. Matenko (wie Anm. 1), S. 590.



Lektüre mit seiner Frau gewinnbringend – vielleicht nicht vorrangig für die Entstehungsgeschichte des *Phantasmus*, wohl aber für ein klareres Verständnis von Wegen und Bedeutung der Ideenzirkulation im romantischen Kontext.

Die dritte Gattung, die den Stoff des Briefwechsels als *Confektgegend* ausmacht, ist die Philosophie. Während beide Männer in Sachen Übersetzungen sozusagen gleichberechtigt zur Diskussion beitragen (wenn auch von unterschiedlichen Standpunkten) und Solger bei der Überarbeitung des *Phantasmus* hauptsächlich als Rezipient fungiert, ist bei philosophischen Diskussionsthemen die Situation umgekehrt. Solger befindet sich in der mitteilenden Rolle und Tieck in der rezeptiven. Auf Tiecks Nachfragen zu Solgers System antwortete dieser mit den verständlichsten Ausführungen zum theoretischen Unterbau seiner Philosophie, die überhaupt erhalten sind. Zumindest der Briefwechsel, und insbesondere der Briefwechsel aus der Zeit nach der Veröffentlichung von Solgers *Erwin* weist eine Klarheit auf, die in Solgers Darstellungen seines Systems selten zu finden ist. Denn es ist Tieck nicht gelungen, so tief in den *Erwin* einzugreifen, dass dieses Werk einen ansprechenden Grad an Leseleichtigkeit erreicht. Im Briefwechsel aber betreibt Solger eine gezielte Heranführung Tiecks an die Grundprinzipien seiner Philosophie des Nichts, wie wir sie in dieser Deutlichkeit sonst nirgendwo finden.³⁴

Mit Tiecks Rezeption dieser für das Verständnis der Solgerschen Philosophie zentralen Briefe³⁵ kommt man dem zweiten Narrativ näher, das als Subtext parallel zu den bisher geschilderten Themen den Briefwechsel strukturiert.³⁶ Denn offensichtlich versteht Tieck nicht alles, wenn Solger sich auf spekulative Ausführungen einlässt. Und Solgers Korrekturvorschläge für die Überarbeitung von Tiecks Jugendschriften für die Veröffentlichung im Rahmen des *Phantasmus* betreffen vorrangig Strukturänderungen. Tieck orientiert sich letztlich doch an seinem eigenen inneren literarischen Gespür, wenn es um die Feinarbeit am Text geht. Keiner der beiden hat einen gestaltenden Einfluss auf das Werk des anderen, vielmehr ist es jeweils ein inspirierender Einfluss.

Doch es wäre irreführend zu denken, dass diese Form der Kooperation nicht ertragreich wäre. Denn das, worauf es dabei ankommt, ist nicht unbedingt der inhaltlich messbare Beitrag des jeweiligen Korrespondenzpartners am Werk des anderen. Der Briefwechsel

³⁴ Einen Überblick über die Grundsätze der transzendentalen Philosophie Solgers liefern zwei Artikel von Wolfhart Henckmann: „Über Sein, Nichtsein und Erkennen und damit zusammenhängende Probleme der Philosophie K.W.F. Solgers“, in: *Transzendentalphilosophie und Spekulation. Der Streit um die Gestalt einer Ersten Philosophie (1799-1807)*, *Philosophisch-literarische Streitsachen* Bd. 2, hg. von Walter Jaeschke und Helmut Holzey, Hamburg 1993, S. 164–176 sowie „Solgers Auffassung der Einheit der Offenbarung und der wahren Philosophie“, in: *Religionsphilosophie und spekulative Theologie. Der Streit um die Göttlichen Dinge (1799–1812)*, *Philosophisch-literarische Streitsachen* Bd. 3, hg. von Walter Jaeschke, Hamburg 1994, S. 221–250. Neuere Forschungsergebnisse zu Solgers Philosophie können dem Band *Grundzüge der Philosophie K.W.F. Solgers*, hg. von Anne Baillet und Mildred Galland-Szymkowiak, Münster 2014, entnommen werden.

³⁵ Insbesondere die Briefe von Solger an Tieck vom 3. Dezember 1813, 15. Juli 1814, 22. November 1818, 1. Januar 1819.

³⁶ Die folgenden Ausführungen schließen an die Analyse in: Anne Baillet, „Tieck et Solger, un dialogue philosophico-littéraire“, in: *Philosophy and literature and the crisis of metaphysics*, hg. v. Sebastian Hüscher, Königshausen & Neumann, Würzburg, 2011, S. 273–280, an.



erzählt auch, wenn nicht sogar primär, eine Geschichte der gegenseitigen Identifizierung mit einer Persona, die genau das kann, was man selbst nicht kann (der Philosoph, der spekulativ denkt und der Schriftsteller, der richtig schön, verständlich und zugänglich schreibt) und die dadurch jeden durch einen Widerspiegelungseffekt, der vom ausgetauschten Inhalt beinahe unabhängig ist, neu an sich heranführen kann. Als Beispiel sei an dieser Stelle der Brief von Tieck an Solger vom 21. März 1814 herangezogen:

„Ihr Brief hat mich sehr erfreut und ich kann mit Wahrheit sagen, daß mir alles über die Art, wie man an den öffentlichen Begebenheiten Theil haben möchte, aus der Seele geschrieben ist. Mir ist auch das Schariwari der vielfältigen Stimmen von Herzen verhaßt, und ich kann in dem verwirrten Geschrei keine Melodie oder Harmonie hören, wenn man mir auch sagt, daß es alle gut meinen. [...] Ihr Urtheil über den Phantasmus, so wie über all meine Schriften, ist mir eben so wichtig, als ermunternd; Sie kennen mich genug, um mich nicht zu den empfindlichen Autoren zu zählen. [...] über dasjenige, was Sie mir im vorigen Winter sagten, habe ich noch oft nachgedacht, wo ich Sie verstanden habe, habe ich gelernt, wo Ihr Urtheil mein Unbewußtes, Individuelles trifft.“³⁷

Dreierlei lässt sich aus dieser Passage herauslesen, die keine einmalige Erscheinung im Gesamtbriefwechsel ist, sondern in variierenden Formulierungen an anderen Stellen ähnlich artikuliert wird.

Das Erste ist Tiecks Hervorhebung der Einmaligkeit der Solgerschen Stimme in einem unartikulierten Hintergrundrauschen. Die musikalische Metapher wird in den von Achim Hölter herausgearbeiteten Haß/Liebe-Diskurs eingebettet.³⁸ Dieser Haß/Liebe-Diskurs ist, wie Hölter gezeigt hat, essenziell für die Isolierung der Beziehung beider Männer. Diese (reelle oder konstruierte) Isolierung wiederum strukturiert die Trennung des Gnadenmoments „Freundschaft“ von der Außenwelt. Das Zweite ist die Annahme einer Identität untereinander (Solger als besserer Tieck und umgekehrt), die in der Korrespondenz zum Ausdruck kommt, wobei das Schriftgut als Plattform für die Erschließung tieferer psychischer Strukturen gilt (besonders auffällig hier bei dem Vokabular „Seele“, „Unbewusstes“). Das Dritte ist das Missverständnis, das der Kommunikation zwischen beiden Männern zugrunde liegt. Tieck schreibt: „Sie kennen mich genug, um mich nicht zu den empfindlichen Autoren zu zählen.“ Dabei ist Tieck ein vergleichsweise empfindlicher Autor. Solger ist sich aber dessen wohl bewusst, er formuliert seine Einwände dementsprechend.³⁹ Es ist also nicht die Authentizität einer (womöglich nicht zum Ausdruck zu bringenden) nackten Wahrheit, welche die Solidität der epistolarischen Beziehung zwischen Tieck und Solger ausmacht. Es ist vielmehr die Akzeptanz des Illusorischen und Idealisierenden an der epistolarischen Beziehung, die die Kommunikation ermöglicht und dem Austausch seine Kraft verleiht. Weil sie sich gegenseitig von der Illusion eines perfekten (gegenseitigen) Verstehens überzeugen,

³⁷ Matenko (wie Anm. 1), S. 105–106.

³⁸ Vgl. Hölter, 2001 (wie Anm. 1).

³⁹ Tieck ist viel eher imstande, Kritik zu äußern als sie zu ertragen – Tiecks Neigung zu kritischen Äußerungen wird zu Beginn des Briefwechsels ausdrücklich thematisiert; vgl. hierzu Hölter, 2001 (wie Anm. 1).



ist es Tieck und Solger möglich, im Rahmen des Briefwechsels mehr „sie selbst“ zu sein als sonst irgendwo. Dieser Zugang zum Ich durch ein idealisiertes Alter Ego macht den Subtext, das zweite Narrativ des Briefwechsels aus.

Die Analyse der Korrespondenz bietet Einblicke in das intellektuelle Leben der 1810er Jahre. Sie macht es möglich, Themen zu identifizieren, die für das romantische Gedankengut von zentraler Bedeutung sind und zeigt, wie diese im Austausch bearbeitet und konturiert werden (Übersetzung, Ironie, Struktur literarischer Werke, ...). Sie hilft dabei, die Komplexität der Briefkommunikation zwischen Authentizität und Selbstreferentialität nachzuvollziehen. Und sie lässt die zwei Hauptprotagonisten des Briefwechsels als Endpunkte eines verzweigten familiären und freundschaftlichen(?) Netzwerkes erscheinen. Diesem Punkt soll nun nachgegangen werden.

2. Genealogien sichtbar machen

Die im Briefwechsel inszenierte Freundschaft wird von zwei Personae getragen, die in ihrer gemeinsamen Beziehung eine bestimmte Position einnehmen: einerseits der Philosoph, andererseits der Schriftsteller, die sich als zwei gleichrangige, korrespondierende Gelehrte inszenieren. Die Beziehung funktioniert, weil die Rollen immer wieder getauscht (der andere als "besseres Ich") und wiederhergestellt werden und damit dem Bedarf an ironischer Selbstbetrachtung und an primärer Außenbestätigung beider Protagonisten gerecht werden. Zudem bleibt sie ebenfalls solide, weil sie nicht nur eine Insel ist, sondern von einem Netz weiterer Beziehungen getragen wird. Die im ersten Teil zitierten Briefauszüge haben deutlich gemacht, dass es dabei drei ineinander verschachtelte Sphären gibt: zuerst den Nukleus (die beiden korrespondierenden Männer), dann eine umgebende Sphäre von Verwandten und Freunden, die am literarischen bzw. philosophischen Schaffen unmittelbar beteiligt sind, und drittens die größere Sphäre der Öffentlichkeit. Wie lässt sich die mittlere Schicht umreißen, die nicht nur den Kern der Beziehung (zwei Personen) enthält, sondern auch Verwandte und Freunde?

Die Rolle von Solgers Frau wurde bereits im ersten Teil hervorgehoben. Eine Rekonstruktion ihres Beitrags zu Lebzeiten ihres Mannes würde womöglich neue Erkenntnisse hervorbringen,⁴⁰ insbesondere durch die Einbindung von Querbezügen aus anderen Briefwechseln,⁴¹ woraus sich ein genaueres Bild der Schaffensbedingungen herausarbeiten ließe, die die Freundschaft Tiecks und Solgers begleitet haben. Nach dem frühen Tode des

⁴⁰ In der bislang einzigen und mit Sicherheit stark durch die Historiographie ihrer Entstehungszeit geprägten Biographie zu Solger wird seine Ehefrau in der Regel im Zusammenhang mit ihrer adligen Herkunft erwähnt; vgl. Hermann Fricke, *K.W.F. Solger. Ein brandenburgisch-berlinisches Gelehrtenleben an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert*, Berlin, 1972 (das Buch ist jedoch in den 1930er Jahren entstanden, 1940 wurde der Druck verboten und kam erst in der Nachkriegszeit zustande).

⁴¹ Henriette Solger pflegte nicht nur mit Dorothea Tieck eine gute Beziehung, sondern auch mit Ida von Lüttichau. Nach dem Tod ihres Mannes 1819 übersiedelte sie nach Dresden und lebte im unmittelbaren Freundeskreis der Tieckschen Familie.



pater familias kann man nur feststellen, dass es eher die Frauen sind, die sein Erbe weitertragen. Die Witwe verwaltet den Nachlass, später ist es Tochter Caroline, die die Edition des Briefwechsels mit Voß in die Wege leitet.⁴² Sicherlich ist dabei immer ein männlicher Mitspieler auf dem Feld und führt offiziell die Feder.⁴³ Doch es ist bezeichnenderweise nicht der Sohn, der den Namen und die damit verbundene Reputation weiterträgt, sondern es sind die weiblichen Erbinnen.

Anders verhält es sich bei Tieck, insofern, als er keine männlichen Erben, sondern neben seinen Töchtern nur Anhänger und Schüler besaß (die Solger zugegebenermaßen auch hatte, wie oben im Kontext der Veröffentlichung seiner *Vorlesungen über Ästhetik* durch Heyse erwähnt wurde). Anhand von Tiecks Arbeitsbeziehung zu Dorothea konnte bereits gezeigt werden,⁴⁴ dass Dorothea Tieck – im Grunde, weil sie sich den sozialen Normen fügte – für Ludwig Tieck der ideale ‚Sohn‘ war. Denn es ging ihr nicht um den eigenen Namen, sondern um den des Vaters. Sie trug Tiecks Erbe weiter, indem sie sich der Öffentlichkeit gegenüber so unsichtbar machte wie es ging.

Der Briefwechsel zwischen Dorothea Tieck und dem Schriftsteller Friedrich von Uechtritz kann als Exempel dafür herangezogen werden,⁴⁵ welchen Anteil Dorothea an der literarischen Produktion und Reputation ihres Vaters hatte – nicht zuletzt durch den finanziellen Zugewinn, den sie durch ihre Übersetzungen erwirtschaftete – die Korrespondenz zeigt aber auch, welche komplexe Emotionen mit ihrer Rolle als Gehilfin des Vaters zusammenhängen mochten.⁴⁶

Dorothea Tieck und Friedrich von Uechtritz verband ein in regelmäßigen Abständen über zehn Jahre hinweg, bis zu ihrem unerwarteten Tod 1841, geführter Briefwechsel, von dem heute – bis auf einen Gegenbrief Uechtritz‘ – nur die 33 von Dorothea verfassten Briefe erhalten sind. Für Dorothea war dieses von ihrem Vater unabhängige Korrespondenzverhältnis essentiell, denn dem Freund gegenüber konnte sie sich offenbaren.

⁴² Vgl. Karoline Solger (Hg.), „Briefe von Heinrich von Voß an Solger“, in: *Archiv für Literaturgeschichte* Bd. 11, Leipzig, 1822.

⁴³ Tieck und Raumer haben den Solgerschen Nachlass bearbeitet, den Henriette Solger ihnen zur Verfügung gestellt hatte, während die Edition der Solger-Voß-Briefe – die interessanterweise von Tieck und Raumer in ihrer Edition der *Nachgelassenen Schriften und Briefwechsel* Solgers komplett ausgeblendet worden waren (Voß wird nur einmal en passant erwähnt, obwohl er zu den wichtigen Jugendfreunden Solgers zählt und sich sowohl Tieck als auch Raumer zweifelsohne dessen bewusst waren) – von Karoline Solger in die Wege geleitet (vgl. Anm. 42), von Friedrich Polle „bearbeitet“ und eingeleitet wurde.

⁴⁴ Vgl. A. Baillot, „Ein Freund hier würde diese Arbeit unter meiner Beihilfe übernehmen. Die Arbeit Dorothea Tiecks an den Übersetzungen ihres Vaters“ [zusammen mit unveröffentlichten Briefen von Jared Sparks an Friedrich von Raumer], in: *Übersetzungskultur im 18. Jahrhundert. Übersetzerinnen in Deutschland, Frankreich und der Schweiz*, hg. von Hilary Brown u. Brunhilde Wehinger, Hannover-Laatzten, 2008, S. 187–206 sowie dies., *Die Hand des Vaters* (wie Anm. 10).

⁴⁵ Vgl. den Vortrag Anne Baillot/Sophia Zeil, „Freund, Autor, Mentor und Vater – Ludwig Tieck im Spannungsfeld seiner Rollen. Editionsberichte und Ausblicke“ auf der Konferenz „Die Tiecks. Familie der Künste“ Dresden, 17./18. Oktober 2014.

⁴⁶ Vgl. Sophia Zeil, „‚Unter uns gesagt‘ – Die Briefe Dorothea Tiecks an Friedrich von Uechtritz als erstmals vollständige Edition. Ein Werkstattbericht“, in: *Görlitzer Magazin* 27 (2015), S. 70–79.



So berichtete sie Uechtritz auch von ihrer Tätigkeit für ihren Vater und im Namen ihres Vaters berichtet:

„Wenn Sie es noch nicht gehört haben daß ich mit an der Uebersetzung des Shakespear arbeite, so vertraue ich es Ihnen hiermit als ein Geheimniß an. Leider ist es in Berlin bekannt, wie meine Schwester mir gesagt hat, das ist mir unangenehm, und ich weiß auch nicht wie es zugeht; Reimer, der es freilich wissen mußte, hat doch wohl davon gesprochen. Ich habe es keinem Menschen gesagt, und bitte auch Sie sehr ernstlich darum;“⁴⁷

Obwohl sie selbst von sich, in der ihr typischen, sich selbst in Frage stellenden Art, behauptete: „Man glaubt irriger Weise von mir, ich habe Talent zu Sprachen, es ist aber nicht wahr, die Grammatik wird mir schwer und ich kann mir die unregelmäßigen Regeln nicht merken“,⁴⁸ wurde sie bereits als 19-jährige zur Mitarbeiterin ihres Vaters und begann wenige Jahre später ihre erste groß angelegte Übersetzungsarbeit: die erstmalig vollständige Übertragung von Shakespeares Sonetten ins Deutsche. Eine Probe von zunächst 26 Sonett-Übersetzungen erschien zwei Jahre später als Anhang zu einem Aufsatz Ludwig Tiecks, wobei dieser die Urheberschaft der Übersetzung einem „junge[n] Freund“⁴⁹ zuschrieb. Aber auch alle restlichen 128 Sonette übersetzte Dorothea, sicherlich mit der Gewissheit, dass sie namentlich nie genannt werden würde. Dennoch war dies nichts, was sie kritisch hinterfragt hätte, denn die eigentliche Anerkennung sah sie nicht in der Nennung ihres Namens, sondern in der Arbeit selbst und in dem Vertrauen, das in ihre Kenntnisse gesetzt wurde. Dass es jedoch erst 150 Jahre nach ihrem Tod, nämlich 1992, zu einer vollständigen Veröffentlichung der Sonett-Übersetzung durch Christa Jahnson⁵⁰ kommen sollte, hätte vermutlich auch die sonst so genügsame Tieck-Tochter nicht erwartet.

Dass sie die Beziehung zu ihrem Vater und auch ihr ‚Gehilfinnen-Dasein‘ durchaus kritisch beleuchtete, kommt in den Briefen an Uechtritz ebenfalls zum Ausdruck. So klagt Dorothea Tieck:

„Auch werden Sie glauben daß er [Ludwig Tieck; AB/SZ] uns [Dorothea und ihre Schwester Agnes; AB/SZ], seine Kinder, liebt, und doch hat er noch nie daran gedacht wie es einmal mit uns werden soll. Jetzt sind es gerade 9 Jahr als ich die Uebersetzung von Shakspears Sonetten anfang, im Herbst sollte der Buchhändler sie haben, und ich arbeitete den ganzen Sommer sehr fleißig daran. Nun liegen sie noch da, und ich habe

⁴⁷ Brief von Dorothea Tieck an Friedrich von Uechtritz (Dresden, 8. März 1833), S. 1 (Bl. 1 recto), hg. v. Sophia Zeil, in: *Briefe und Texte aus dem intellektuellen Berlin um 1800*, hg. v. Anne Baillet, Berlin Humboldt-Universität zu Berlin.

<http://tei.ibi.hu-berlin.de/berliner-intellektuelle/manuscript?Brief07DorotheaTieckanUechtritz+de#1>. (Stand: 26. Januar 2015.) Die folgenden Nachweise werden in Kurzform angegeben.

⁴⁸ Brief von Dorothea Tieck an Friedrich von Uechtritz (Fragment, ohne Ort, ohne Datum), S. 3 (Bl. 2 recto).

⁴⁹ Ludwig Tieck: „Ueber Shakspears Sonette einige Worte, nebst Proben einer Uebersetzung derselben.“, in: *Penelope. Taschenbuch für das Jahr 1826*, hg. von Theodor Hell, Leipzig, 1826, S. 314–339.

⁵⁰ Christa Jahnson, „Zum 150. Todestag Dorothea Tiecks: Bisher unveröffentlichte Proben ihrer Sonettübersetzung“, in: *Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft West*, 1991, S. 181–196 sowie Dies., *Shakespeares Sonette in der Übersetzung von Dorothea Tieck*, Tübingen, 1992.



Vater in der ganzen Zeit nicht dazu bringen können sie sich einmal von mir vorlesen zu lassen, weil ich sie gern noch überarbeiten wollte.“⁵¹

Da Ludwig Tieck seine Tochter überlebte, werden wir nie erfahren, wie Dorothea Tieck nach dem Tod ihres Vaters mit dessen Erbe umgegangen wäre. Was wir aber rekonstruieren können, ist die Art und Weise, wie sie über die nach außen inszenierte Rolle der zurückgezogen lebenden Literatentochter emotional intensive Beziehungen entwickeln konnte. Diese Emotionalität, wie sie auch schon in den Briefen an Uechtritz zu beobachten ist, kommt in einem weiteren Briefwechsel, den Dorothea Tieck führte, noch deutlicher zum Tragen. Es handelt sich um die nahezu unbekannt gebliebene Freundschaft Dorotheas zu der in Dresden lebenden Luise von Bülow-Dennewitz, die in zahlreichen kurzen Briefen und Billets überliefert und nun erstmalig ediert wurde.⁵²

„Ich habe in der Wirklichkeit nie ein so unendlich poetisches Verhältniß zwischen zwei Menschen gesehen und Dorothea war darin ganz glücklich. Auch hatte sich seitdem ihr ganzes Wesen wie verklärt, und wenn sie früher zuweilen schroff und äußerlich unfreundlich selbst gegen ihre ältesten Freunde war, so schien sie seitdem theilnehmender und zutraulicher als je.“⁵³

Diese bemerkenswerten Zeilen finden sich in einem Brief Eduard von Bülows an Friedrich von Uechtritz, kurz nachdem Dorothea Tieck an den Folgen einer Masernerkrankung gestorben war. Sie gehören zu den wenigen, schriftlich überlieferten Zeugnissen, die die Freundschaft zwischen Luise von Bülow und Dorothea Tieck aus der Perspektive Dritter beschreiben. Angesichts der Tatsache, dass beide Frauen in regelmäßigem brieflichen Austausch standen, erscheint dieser Mangel an Resonanz verwunderlich. Hinzu kommt, dass das geringe Echo zur Freundschaft zwischen Tieck und Bülow bis heute fortbesteht. In Bezug auf die 34 kleinformatischen Briefchen, die in der SLUB Dresden aufbewahrt werden⁵⁴, ist die Resonanz aus der Forschung sogar gleich null. Warum? Handelt es sich doch um wertvolle Dokumente, um, zum einen, das Bild der Tieck-Tochter, die sich selbst stets als kühl und unnahbar beschrieb,⁵⁵ genauer unter die Lupe zu nehmen, und, zum anderen, das Thema der Frauenfreundschaft⁵⁶ eingehender zu beleuchten, welches sich, im vorliegenden Fall, im

⁵¹ Brief von Dorothea Tieck an Friedrich von Uechtritz (Fragment, ohne Ort, ohne Datum), S. 1 (Bl. 1 recto).

⁵² Vgl. Zeil, „*Was wir nicht in Worte fassen können*“ (wie Anm. 18).

⁵³ Brief von Eduard von Bülow an Friedrich von Uechtritz vom 9. März 1841, in: *Erinnerungen an Friedrich von Uechtritz und seine Zeit in Briefen von ihm und an ihn*, hg. von Heinrich von Sybel, Leipzig, 1884, S. 228.

⁵⁴ Handschriftenabteilung der Sächsischen Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden (SLUB), auffindbar unter den Signaturen Mscr.Dresd.t3825 bis Mscr.Dresd.t3843 und Mscr.Dresd.t3845 bis Mscr.Dresd.t3859.

⁵⁵ Vgl. Brief von Dorothea Tieck an Luise von Bülow, o.O. o.D., SLUB Mscr.Dresd.t3837, Bl. 1 recto: „Glauben Sie ja nicht, daß ich immer oder öfter so leicht erregt bin; gelte ich doch überall für kalt und zurückstoßend“ sowie an Friedrich von Uechtritz (Dresden, 15. Dezember 1833), S. 3 (Bl. 2 recto): „wohl mag mir die unentbehrliche Leichtigkeit im Umgang fehlen, so nehme ich denn alles zu ernst, und verletze vielleicht oft andre, gerade wenn ich es am besten meine, aber Sie müssen mir doch zugeben daß man dafür nicht kann.“

⁵⁶ Vgl. bspw. Magdalene Heuser, „Das beständige Angedenken vertritt die Stelle der Gegenwart“. Frauen und Freundschaften in Briefen der Frühaufklärung und Empfindsamkeit“, in: *Frauenfreundschaft – Männerfreundschaft. Literarische Diskurse im 18. Jahrhundert*, hg. von Barbara Becker-Cantarino & Wolfram Mauser, Tübingen, 1991, S. 141–165; Susanne T. Kord, „Eternal Love or Sentimental Discourse? Gender



Spannungsfeld zwischen platonischer Liebe und romantischer Freundschaft bewegte. Dabei war es unumgänglich – auch angesichts der Gefahr anachronistischer Deutungen –, die in den Briefen überlieferte Frauenfreundschaft sowohl in Bezug zu zeitgenössischen Formen der Freundschaft⁵⁷ zu setzen als auch eine horizontale Verortung, was den Wandel des Modells (Frauen-)Freundschaft⁵⁸ angeht, vorzunehmen. Nicht zuletzt stellen sich die Briefe zweifelsohne als wertvolle Dokumente heraus, um das Leben und literarische Schaffen⁵⁹ zweier sehr unterschiedlicher Frauenpersönlichkeiten zu rekonstruieren.

Über Luise Bülow von Dennewitz (1813–1903) sind nur wenige Eckdaten ihres langen Lebens bekannt. Geboren als Tochter des berühmten preußischen Offiziers Friedrich Wilhelm Bülow von Dennewitz⁶⁰ und dessen zweiter Ehefrau Pauline Juliane, wuchs Luise in Berlin auf, wo sie Hofdame der Prinzessin von Preußen wurde. Nach dem Tod des Vaters gingen sie und ihre Mutter 1840 nach Dresden. Hier lernte sie Dorothea Tieck kennen, die über die Zeit des Kennenlernens an Luise schreibt:

„Was ich in meinem Innern erlebt habe, seit ich Sie zuerst sah ist unaussprechlich [...]. Von da an war ich in einer großen Aufregung, ich wollte mein Gefühl bekämpfen, ich dachte Sie hätten vielleicht nur ein vorübergehendes Wohlgefallen an mir, würden mich dann wieder verlassen und ich würde mich sehr unglücklich fühlen. Je mehr ich das dachte, desto inniger und heftiger liebte ich Sie mit jedem Tage, ich schlief keine Nacht, alle meine Gedanken, mein ganzes Gemüth wendete sich zu Ihnen.“⁶¹

Zwischen den beiden Frauen entspann sich ein reger Austausch, der sich in regelmäßigen, fast täglichen Besuchen, gemeinsamen Studien (Spanisch- und Hebräischunterricht) und der Lektüre zeitgenössischer Literatur niederschlug. So berichtete Dorothea Tieck im Dezember 1840 an Friedrich von Uechtritz: „Ich bin viel mit meiner kleinen Bülow, und wir studiren allerlei mit einander.“⁶² Viel Zeit blieb der jungen Freundschaft jedoch nicht, denn Dorothea starb bereits im Februar 1841.

Dissonance and Women's Passionate „Friendships“, in: *Outing Goethe & His Age*, hg. von Alice A. Kuzniar, Stanford, 1996, S. 228–249 sowie Angela Steidele, „Als wenn du mein Geliebter wärest“ *Liebe und Begehren zwischen Frauen in der deutschsprachigen Literatur 1750–1850*, Stuttgart/Weimar, 2003.

⁵⁷ Vgl. Pia Schmid, „Die Freundinnen Rahel Levin Varnhagen und Pauline Wiesel. Zum Freundschaftskult im deutschen Bildungsbürgertum“, in: *Schwester und Freundin. Zur Kulturgeschichte weiblicher Kommunikation*, hg. von Eva Labouvie, Köln, 2009, S. 101–119.

⁵⁸ Vgl. Meike Sophia Baader, „Christen und Weiber in der Freundschaft? Freundschaft im Pietismus und in der Romantik“, in: *Bildungsgeschichten. Geschlecht, Religion und Pädagogik in der Moderne*, hg. von ders., Helga Kelle & Elke Kleinau, Köln, 2006, S. 255–273.

⁵⁹ Auch von den schriftstellerischen Arbeiten Luise von Bülows war bislang kaum etwas bekannt. Allein Enrica Yvonne Dilk wies auf die in den 1860er Jahren im Cottaschen Morgenblatt erschienenen Novellen Luise von Bülows hin, ohne jedoch genauere Angaben zu machen; vgl. Enrica Yvonne Dilk, „Heute las Tieck unvergleichlich schön...“. *Eduard von Bülow und Hans von Bülow in Stuttgart*, Marbach, 2001, S. 11. Inwieweit Luise von Bülow darüber hinaus schriftstellerisch tätig war, ist schwer zu ermessen, da alle Novellen im *Morgenblatt* anonym erschienen waren.

⁶⁰ Vgl. Karl August Varnhagen von Ense, *Leben des Generals Grafen Bülow von Dennewitz*, Berlin, 1853.

⁶¹ Brief von Dorothea Tieck an Luise von Bülow, o.O. o.D., SLUB Mscr.Dresd.t3850, Bl. 1 verso.

⁶² Brief von Dorothea Tieck an Friedrich von Uechtritz (Dresden, 28. Dezember 1840), Bl. 2 recto.



Der Stellenwert, den Dorothea der Freundschaft mit Luise von Bülow beimaß, kann anhand der überlieferten und bislang unveröffentlichten Textzeugen nicht hoch genug eingeschätzt werden. Einige Jahre nachdem ihre Mutter Amalia Tieck gestorben war und Dorothea sich im väterlichen Hause mehr und mehr allein und unverstanden fühlte, musste ihr Luise wie ein himmlischer Bote erschienen sein:

„Daß mich eine Seele lieben kann wie Sie, die mir so rein und himmlisch erscheint, das nehme ich an als ein Geschenk von Gott, als das schönste was er mir geben konnte, mein Leben scheint mir seitdem wie verherrlicht und verklärt, es ist, wenn ich in Ihre Augen sehe, als thäte sich ein Himmel vor mir auf.“⁶³

Die Briefe sind Zeugnis einer tiefen Verbindung und Zuneigung, die Dorothea gegenüber der 14 Jahre jüngeren Freundin empfand. Die organisatorischen Themen des Alltags, etwa im Kontext eines gemeinsamen Besuchs der Gemäldegalerie oder des Theaters, scheinen dabei oft nur die äußerliche Veranlassung oder Legitimierung für den schriftlichen Austausch gewesen zu sein. Der in einem Brief eintretende Wechsel vom „Sie“ ins „Du“ offenbart die Intimität, die im Austausch der beiden Frauen geherrscht haben muss:

„Ich arbeite viel an mir um meine Empfindung zu läutern von aller Leidenschaft die Gott beleidigt, um die Sehnsucht zu bekämpfen die mich in jeder Stunde zu Dir zieht, den namenlosen Schmerz der mich bei den Gedanken an die Trennung ergreift. [...] Verstoß mich nur nie aus Deinem Herzen mein geliebter Engel, dann bleiben wir auch in der Ferne verbunden, dann werde ich Dich wohl entbehren aber nicht verlieren, denn unsre Seelen sind eins.“⁶⁴

Obwohl Tiecks Briefe eine egalitäre Beziehung zwischen beiden Frauen vermuten lassen, scheint es, dass die deutlich jüngere Bülow die Freundschaft eher als ungleiche Schülerin-Lehrerin-Verbindung empfand, wie sie nach Dorotheas Tod rückblickend Rudolf Köpke berichtet:

„Ich sah an ihr empor, war ihr blind von ganzer Seele ergeben; während Dorothee mich wie eine jüngere Schwester, beinah wie ihr Kind behandelte, mich in ihrer heitern, liebevollen Weise unterrichtete, bildete und sich an das etwas ausbündige Wesen der neuen Freundin mit leidenschaftlicher Innigkeit anschloß.“⁶⁵

Dass auch dem Umfeld der beiden Frauen die Zuneigung, die beide verband, nicht verborgen geblieben war, zeigt die Eifersucht der Schwester Agnes Tieck, von der Dorothea berichtet.

⁶³ Brief von Dorothea Tieck an Luise von Bülow, o.O. o.D., SLUB Mscr.Dresd.t3850, Bl. 1 recto.

⁶⁴ Brief von Dorothea Tieck an Luise von Bülow, o.O. o.D., SLUB Mscr.Dresd.t3848, Bl. 1 verso.

⁶⁵ Brief von Luise von Bülow an Rudolf Köpke vom 17. Februar 1855, in: *Briefe an Rudolph Köpke. Mitteilungen aus dem Literaturarchive in Berlin*, Neue Folge 1, Berlin, 1909, S. 6. Das Autograph befindet sich heute, zusammen mit drei weiteren Briefen Bülows an Köpke, im Archiv der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin im Nachlass Rudolf Köpkes.



Aber auch die Tatsache, dass ein Gedicht⁶⁶ auf Dorotheas plötzlichen Tod der Freundin und nicht etwa dem Vater oder der Schwester gewidmet ist, zeugt von einer außergewöhnlich innigen Beziehung. Eduard von Bülow berichtete sogar, dass Dorothea selbst noch im Fieber, wenige Stunden vor ihrem Tod, den Versuch unternommen hatte, an Luise zu schreiben.⁶⁷

Für beide Frauen war die Freundschaft, wenn auch auf unterschiedliche Weise, ein Schritt zur Selbstbestimmung und Individualität: Während Tieck sich im Spiegel der Freundin selbst erkannte und mit der romantischen Formel der Ich-Entgrenzung vor allem eine Ich-Stärkung und Emanzipation vom väterlichen Wirkungskreis einherging,⁶⁸ bedeutete die Freundschaft für Bülow eine Möglichkeit der Bildung und Weiterentwicklung. In jedem Fall entzogen sich beide für die Dauer der Freundschaft den drohenden Rollen als Ehefrau und Hausmutter und lebten das utopische Modell einer sowohl emotional als auch geistig erfüllenden Frauenbeziehung.

Die 34 kleinformatischen und meist engbeschriebenen Zettel stellen ein besonderes Beispiel epistolaren Austauschs dar. Im Gegensatz zu meist örtlich voneinander getrennten Briefschreibern befinden sich beide Korrespondentinnen in diesem Fall in unmittelbarer Nähe, diese reflektierend. Auch gilt es nicht, durch das schriftliche Medium die körperliche Abwesenheit zu ersetzen: Die billetartige Korrespondenz erfolgt explizit parallel zu einem auf direkter Ebene stattfindenden Austausch im Gespräch; nicht selten auch diesen ergänzend, wie Dorothea schreibt:

„Meine Gedanken und mein Herz sind bei Ihnen, mir ist es, als habe ich fern von Ihnen nur ein kümmerliches, halbes Leben. Darum muß ich Ihnen schreiben und so mit Ihnen sprechen. Meine Seele spricht immer mit Ihnen und ich sage Ihnen tausend Dinge, die ich dann nicht sagen kann, wenn ich Sie sehe.“⁶⁹

In dieser Offenbarung wird deutlich, wie sehr Dorothea der schriftlichen Mitteilung bedurfte, um ihr inneres Gleichgewicht zu bewahren. Bemerkenswert am Themenspektrum der Briefe ist, dass diese fast alle damals weiblich kodierte Gesprächsthemen vermissen lassen. Weder handeln sie von berühmten Männern (wie etwa Dorotheas Vater), noch drehen sie sich um Literatur, anekdotische Begebenheiten oder die Probleme des weiblichen Alltags.⁷⁰ Die Essenz der Briefe besteht ausschließlich in der Selbstvergewisserung der eigenen Gefühle durch das Schreiben. Sie sind somit Ausdruck der Freundschaft als auch ihr eigener Gegenstand.

⁶⁶ Auch das in der SLUB befindliche Gedicht (Mscr.Dresd.t3863) von unbekannter Hand ist bislang unveröffentlicht.

⁶⁷ Vgl. Brief von Eduard von Bülow an Friedrich von Uechtritz vom 9. März 1841 (wie Anm. 52).

⁶⁸ Vgl. Barbara Becker-Cantarino, *Genderforschung und Germanistik. Perspektiven von der Frühen Neuzeit bis zur Moderne*, Berlin, 2010 (= Germanistische Lehrbuchsammlung, hg. von Hans-Gert Roloff, Bd. 86), S. 161.

⁶⁹ Brief von Dorothea Tieck an Luise von Bülow, o.O. o.D., SLUB Mscr.Dresd.t3853, Bl. 1 recto.

⁷⁰ Vgl. Margret Hansen, *Freundinnen. Freundschaftserfahrungen in weiblichen Biographien*, Münster u.a., 2009, S. 41.



Die oft bedeutungsschweren Geständnisse kontrastieren dabei mit der eher Belanglosigkeit vorgebenden Materialität⁷¹ der Zettelchen. Die historisch-kritische Edition der Briefe versucht, diesen materiellen Aspekt zu berücksichtigen, indem eine genaue Beschreibung des Beschreibstoffes, der Handschrift und anderer außersprachlicher Merkmale vorgenommen wurde.⁷²

Der Rückgriff auf diese Quelle zeigt, dass sich Dorothea Tieck, vor allem in den letzten Jahren ihres Lebens, zunehmend vom intellektuellen Einfluss ihres Vaters emanzipierte und in eigenen Studien und im persönlichen Austausch mit Personen außerhalb des Tieck-Kreises Inspiration und Anerkennung suchte. Die These, nach der sie ihre intellektuelle Energie voll und ganz ihrem Vater zur Verfügung stellte und sich ausschließlich unter dessen Anleitung Ziele setzte und Texte vornahm,⁷³ hält der Lektüre dieser 34 Billets nicht stand. In Ermangelung weiterer Quellen bleibt allerdings der Spekulation überlassen, ob ihre Studien auch außerhalb des väterlichen Einflussbereichs weitere Kreise zogen. Erreichten diese nur die Freundin Luise von Bülow oder über die diversen sozialen und kulturellen Kanäle auch andere Akteure der literarischen Szene?

Die Frage stellt sich nicht nur für die Tochter des Schriftstellers, sondern auch für andere Figuren in seinem Umfeld. Die Baudissin-Biographie von John Sayer erzählt nichts anderes als die Geschichte eines Schattenwesens, das das literarische und intellektuelle Dresden beinahe des gesamten 19. Jahrhunderts geprägt hat und bei dem wir uns extrem schwertun, diese Prägung festzuhalten.⁷⁴ Es ist nicht nur eine Sache der Weiblichkeit, zurückgezogen zu leben. Es ist über die Geschlechter hinweg eine Sache des Selbstverständnisses, des Verhältnisses zur eigenen Gelehrsamkeit und der missionarischen Einstellung gegenüber der Vermittlung eines bestimmten Wissens oder einer bestimmten Kunst und Kultur unter dem Siegel des eigenen Namens.

Dies lässt wiederum die Annahme zu, dass genealogisch unterlegene Mitglieder der literarischen oder intellektuellen Kette eine Rolle gespielt haben, von der wir – aufgrund der damaligen sozialen Normen, der Grundanlage der tradierten Literaturgeschichte und der Erhaltungsstrategien von handschriftlichem Schriftgut seit dem 19. Jahrhundert – nur wenig wissen und die wir, um Schaffens- und Rezeptionsbedingungen auf befriedigende Weise zu verstehen, genauer zu gestalten und zu analysieren hätten. Was zirkulierte an Ideen und an Büchern, unter welchen Personen und unter der Obhut welcher Autoritäten? Wir verfügen bislang über keine befriedigende Methodik, um dies zu erforschen. Besonders interessant

⁷¹ Vgl. Jochen Strobel, *Zur Ökonomie des Briefs – und ihren materialen Spuren*, in: *Materialität in der Editions-wissenschaft*, hg. von Martin Schubert, Tübingen, 2010, S. 63–77, (= Beihefte zu editio 32) sowie Per Röcken, „Was ist – aus editorischer Sicht – Materialität? Versuch einer Explikation des Ausdrucks und einer sachlichen Klärung“, in: *editio* 22 (2008), S. 22–46.

⁷² Darüber hinaus ist es ihr Verdienst, die nur mit kryptischen Angaben wie „Mittwoch früh“ versehenen Briefe Tiecks an Bülow erstmals in eine mögliche Chronologie zu stellen, wobei die zugrundeliegenden Kriterien im kritischen Bericht zu jedem Brief transparent gemacht werden.

⁷³ Was allerdings nicht nur in Bezug auf ihren Vater galt, da sie ebenfalls für Friedrich von Raumer Übersetzungsdienste übernahm (vgl. Baillet, „Ein Freund hier“, wie Anm. 45).

⁷⁴ Vgl. John Sayer, *Wolf Graf Baudissin (1789–1878). Sein Leben – seine Zeit. Ein Übersetzen*, Münster, 2015.



wäre die Untersuchung dieser Werk- und Ideenzirkulationen, wie sie sich in den ersten zwei Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts gestaltet haben, mit Blick auf ihre Auswirkungen auf die intensive literarische Produktion oft anonym bleibender Schriftstellerinnen, die ab den 1820er Jahren zu den literarischen Zeitschriften in großem Umfang beitrugen.⁷⁵

Im Sinne dieser Fragestellung wird im abschliessenden Teil die Datenarchitektur dargestellt, die im Rahmen der digitalen Edition *Briefe und Texte aus dem intellektuellen Berlin um 1800*⁷⁶ entwickelt wurde.

3. Ein digitales Datenmodell zur Erfassung von intellektuellen Genealogien

Die Nachwuchsgruppe „Berliner Intellektuelle 1800–1830“ ging von der Arbeitshypothese aus, dass die Kategorie des Intellektuellen es möglich mache, die kultur- und sozialhistorischen Schaffensbedingungen der preußischen Hauptstadt um 1800 in die Erforschung des damaligen (im weitesten Sinne literarischen) Schriftguts so einzubinden, dass die Verbindungen zwischen Texten und Akteuren dadurch fruchtbar gemacht werden könnten.⁷⁷ So ging es darum, ausreichend Texte heranzuziehen, um diese Arbeitshypothese nicht nur am Einzelfall zu überprüfen, sondern sie auch mit einer gewissen Allgemeingültigkeit zu belegen. Zu diesem Zweck wurde der Weg einer digitalen Edition eingeschlagen. Damit war die Möglichkeit gegeben, alle zu edierenden Textkorpora nach denselben editorischen Prinzipien aufzubereiten und damit eine Text- und Datenbasis für Auswertungen zu schaffen, die die geplanten Fallstudien ergänzen können.⁷⁸ Bei den zu

⁷⁵ Dieses Thema wird anhand von drei Fallbeispielen in der schönen Studie von Anja Peters in seiner ganzen Komplexität dargelegt; vgl. dies., „Federkriege. Autorinnenbriefe an Hermann Hauff, Redakteur des Morgenblatts für gebildete Stände“, in: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur*, 2010, Bd. 35, Heft 1.

⁷⁶ Vgl. Anm. 4. Die editorischen Richtlinien sind im html-Format einsehbar unter: <http://tei.ibi.hu-berlin.de/berliner-intellektuelle/about?de>. Die Kodierungsrichtlinien nach dem einschlägigen Subset der TEI-P5 sind als pdf einsehbar unter: <http://tei.ibi.hu-berlin.de/berliner-intellektuelle/encoding-guidelines.pdf>. Im Zuge dieser Arbeit wurde an der Entwicklung des korrespondenzspezifischen Elements <correspDesc> mitgewirkt, das erstmalig in dieser Edition umgesetzt wurde und der Verbindung von Briefeditionen untereinander dient (vgl. Sabine Seifert, Peter Stadler & Marcel Iletschko, „Towards a model for encoding correspondence in the TEI. Developing and implementing <correspDesc>“, in: *Journal of the Text Encoding Initiative*, Issue 9, 2016).

⁷⁷ Zur grundsätzlichen Ausrichtung des damit verbundenen Intellektuellenbegriffs, vgl. Anne Baillot, *Netzwerke des Wissens. Das intellektuelle Berlin um 1800*, Berlin, 2011, Einleitung; zum zugrundeliegenden Netzwerkbegriff an der Schnittstelle zwischen Literatur- und Wissenschaftsgeschichte, vgl. Anne Baillot, „Die Krux mit dem Netz. Verknüpfung und Visualisierung bei digitalen Briefeditionen“, erscheint im Sammelband zur Tagung „Scientia Quantitatis“, hg. von Toni Bernhart et al., 2017.

⁷⁸ Zur digitalen Edition *Briefe und Texte* als virtuelle Forschungsumgebung und als Quellenerschließungsinstrument zugleich, s. Anne Baillot & Anna Busch, „Berliner Intellektuelle um 1800‘ als Programm. Über Potential und Grenzen digitalen Edierens“, in: *literaturkritik.de* Themenausgabe „Romantik digital“ von September 2014 (http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=19678&ausgabe=201409). Zu digitalen Editionen allgemein, s. Anne Baillot & Markus Schnöpf, „Von wissenschaftlichen Editionen als interoperable Projekte, oder: Was können eigentlich digitale Editionen?“, in: *Digital Humanities. Praktiken der Digitalisierung, der Dissemination und der Selbstreflexivität*, hg. von Wolfgang Schmale, HMRG Beiheft 91, 2015. Fallstudien werden



edierenden Korpora lag der Fokus auf unedierten oder stark redigierten Schriftsteller_innen- und Wissenschaftlerbriefen, ergänzt durch andere Textsorten, anhand derer der durch die Briefe beleuchtete Schaffensprozess am Textentwurf bzw. an der Kopie anschaulich gemacht werden konnte.⁷⁹

Die Ausgangsannahme jeder wissenschaftlichen digitalen Edition ist, dass das editorische Modell einer bestimmten Fragestellung entspricht, d. h. dass sie bestimmte Abfragen an den Text ermöglicht.⁸⁰ Ist das Datenmodell offen und transparent konzipiert, können darüber hinaus andere Fragestellungen bearbeitet werden. Doch grundsätzlich wird aus der Kernfragestellung die Auszeichnung hergeleitet. In unserem Fall verhält es sich folgendermaßen: Im Mittelpunkt der Edition *Briefe und Texte aus dem intellektuellen Berlin um 1800* steht die Frage nach der intellektuellen Autorschaft im Kontext der napoleonischen Kriege.⁸¹ Besonders wichtig sind die Fragen nach der Balance zwischen Einzelleistung und Gemeinschaftsimpetus in der Verfassung und Veröffentlichung von Texten sowie nach der Intertextualität und nach dem Lebenszyklus des Schriftguts von der Entstehung bis hin zur Rezeption (wobei jede Entstehung auch die Rezeption anderer Werke einbindet)⁸².

So fokussiert sich unser Annotationsmodell auf die Auszeichnung von Entitäten und textgenetischen Phänomenen. Die vorkommenden Personen, Werke, Orte, Institutionen, Gruppen werden systematisch erfasst und miteinander in Verbindung gesetzt; darüber hinaus werden alle auf den Handschriften einsehbaren Bearbeitungsschichten dargestellt. So kann beispielsweise die Rolle von Herausgebern und Verlegern in der Entwicklung von redigierten Editionen genauer analysiert werden. Genau in dieser Allgemeinheit gilt es auch, Normen und Mechanismen herauszuarbeiten. Nicht zuletzt deswegen ist diese Edition nicht autorzentriert: Mit unterschiedlichen Texten vertreten sind insgesamt 17 Autor_innen.

Hervorzuheben sind allerdings drei Autoren, die im Gesamtzusammenhang einen Leuchtturmstatus besitzen: Adelbert von Chamisso, August Boeckh – und Ludwig Tieck. Von Ludwig Tieck wurden das Jugenddrama *Roxane* und der Briefwechsel mit Friedrich von Raumer ediert – Texte, deren Edition auf der Grundlage der Handschrift für die Tieck-Forschung einen unmittelbaren Mehrwert haben. Im Fall von Chamisso standen eine

im Rahmen der Nachwuchsgruppe vorgelegt, sowohl im Rahmen von Monographien (Dissertationen, Habilitation) als auch im Rahmen von weiteren Qualifikationsarbeiten (B.A., M.A.) und Aufsätzen (vgl. Anm. 4).

⁷⁹ Insbesondere wurden zwei von drei in der Stiftung Stadtmuseum Berlin im Hitzig-Nachlass aufbewahrten Handschriften von Anna Busch ediert, bei denen der Schwerpunkt dezidiert auf der Textgenese lag: E.T.A. Hoffmanns eigenes Manuskript des *Sandmanns* und eine Abschrift von Adelbert von Chamissos *Peter Schlemihl*. Zu letzterem vgl. auch Anna Busch, „Die digitale Edition der Schlemihl-Handschrift der Stiftung Stadtmuseum Berlin zum Schlemihl-Jahr“, in: *Peter Schlemihl's Schicksale mitgeteilt von Adelbert von Chamisso. Faksimile-Ausgabe der Handschrift mit einer diplomatischen Transkription von Katrin Dennerlein*, hg. von der Chamisso-Gesellschaft, Bliedorf, 2013, S. 91–95.

⁸⁰ Vgl. Peter Shillingsburgh, *Scholarly Editing in the Digital Age*, Ann Arbor, 2004³.

⁸¹ Zur Operationalisierung des Intellektuellenbegriffs in ein digitales Annotationsschema vgl. Anne Baillot, „Berliner ‚Intellektuelle‘ um 1800. Eine kontroverse Kategorie und ihre Anwendbarkeit im digitalen Zeitalter“, erscheint in *Virtuosen der Öffentlichkeit*, hg. von Michael Rohrschneider et al., 2016.

⁸² Vgl. hierzu Anne Baillot, „Berliner Intellektuelle 1800–1830. Ein Werkstattbericht nach vier Jahren (2014)“, in: *Klassizität des Urbanen*, hg. von Cord-Friedrich Berghahn & Conrad Wiedemann, erscheint 2016.



Abschrift des *Peter Schlemihl* und der Briefwechsel mit seinem Jugendfreund Louis de La Foye im Mittelpunkt.⁸³

Das Boeckh-Korpus hatte im Vergleich dazu den Vorteil, dass es vor sechs Jahren komplett unerschlossen war.⁸⁴ Aufgrund dieser anfänglichen tabula rasa ist der von der Nachwuchsgruppe geleistete Beitrag hier mitunter am sichtbarsten. In diesem Zusammenhang war uns die Möglichkeit gegeben, die Aufbereitung des Korpus von Grund auf zu gestalten, ohne vorausgegangene wissenschaftliche Erschließungsarbeiten strukturell berücksichtigen zu müssen. So soll anhand dieses Beispiels noch umrissen werden, was eine solche Datenstruktur für die Aufbereitung eines handschriftlichen Korpus' bedeutet. Der Horizont dieser Zusammenstellung ist eine für das Tieck-Korpus geeignete Datenstruktur, die auf der Grundlage der bereits gemachten Erfahrung konzipiert und umgesetzt werden könnte.

Inhaltlich hat unsere Edition des Boeckh-Korpus⁸⁵ zwei an Dissertationsthemen gebundene Schwerpunkte.⁸⁶ Der erste sind die Akten zum Philologischen Seminar in den 1810er Jahren, den zweiten macht Boeckhs Büchersammlung und der von ihm eigens dazu zusammengestellte „Katalog meiner Bücher“ aus. Über die Edition der entsprechenden Dokumente hinaus wurde ein Online-Nachlassverzeichnis zusammengestellt, teilweise durch den Export von Metadaten aus Kalliope, teilweise manuell im Zuge der eigens durchgeführten Erschließung von bislang nicht oder zumindest auf dieser Granularitätsebene noch nicht erfassten Beständen.⁸⁷ Indem dasselbe Auszeichnungsschema für die Edition und für das Nachlassverzeichnis verwendet wurde, sind Suchvorgänge quer durch beide Online-Ressourcen möglich. In Zusammenarbeit mit den Historischen Sammlungen des Grimm-Zentrums (Berlin) wurden bereits einige der Bücher, die Boeckh der Bibliothek vermacht hat, digitalisiert.⁸⁸ Ausgesucht wurden Bände, die durch das einschlägige Ex-Libris eindeutig als Boeckh-Bestand zu identifizieren waren. Diese sind mit den entsprechenden Einträgen aus seinem Buchkatalog verlinkt.⁸⁹

Wird also ein Werk in einem edierten Brief oder sonstigen Text erwähnt, ist die Möglichkeit gegeben, in diesem direkt nachzuschlagen. Wohlgermerkt handelt es sich dabei nicht nur um eine technische Verlinkungsleistung, sondern an erster Stelle um eine übergreifende

⁸³ Für die Edition vorbereitet, jedoch nicht veröffentlicht wurde zudem das Korpus des Briefwechsels Chamissos mit(?) seiner Frau während seiner Greifswalder Reise im Sommer 1823. Vgl. hierzu Anne Baillot, „Wissen, Lieben – und Schreiben. Phantastik und Skepsis im Briefwechsel Chamissos mit seiner Frau aus dem Sommer 1823“, in: *Phantastik und Skepsis. Adelbert von Chamissos Lebens- und Schreibwelten*, hg. von Roland Berbig et al., Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen, erscheint 2016, S. 349–365.

⁸⁴ Vgl. hierzu Anne Baillot, Christiane Hackel & Sabine Seifert, „Neue Perspektiven der August Boeckh-Forschung“, in: *Geschichte der Germanistik*, 2012, 41/42, S. 139–140. Zu den möglichen Gründen dieser Unerschlossenheit vgl. Anne Baillot, *Ein Werkstattbericht* (wie Anm. 82).

⁸⁵ Vgl. <http://tei.ibi.hu-berlin.de/berliner-intellektuelle/author?p0178+de>.

⁸⁶ Ergänzend dazu, s. *August Boeckh. Philologie, Hermeneutik und Wissenschaftspolitik*, hg. von Christiane Hackel & Sabine Seifert, Berlin, 2013.

⁸⁷ Vgl. <http://tei.ibi.hu-berlin.de/boeckh/>.

⁸⁸ Vgl. <http://digi-alt.ub.hu-berlin.de/viewer/>.

⁸⁹ Zum Beispiel ist das beim Eintrag 119 aus dem Buchkatalog der Fall.



Kontextualisierungsarbeit, die genauso viel Werk- und Kontextkenntnis verlangt wie die Aufbereitung einer analogen Edition. Es ist eine dezidiert philologische Fertigkeit notwendig, wenn auch eine digital-philologische. Weil sie digital durchgeführt ist, ermöglicht die Edition die Zusammenführung von archivarischen, bibliothekarischen und wissenschaftlichen Werkzeugen und damit die Kombination von Erkenntnissen aus dem Briefwechsel und den Bücherlisten mit der Analyse der Werkproduktion. Sie kann stetig ergänzt und verfeinert werden, wobei die Versionsgeschichte transparent gemacht wird, um die Zitierfähigkeit jeder Instanz zu gewährleisten.

Ein Vorteil solcher Datenstrukturen liegt in der Möglichkeit, übergreifende Fragestellungen anzugehen. Zum einen können algorithmische Methoden jeder Art für jedes so erschlossene Korpus fruchtbar gemacht werden. Zum anderen ist die Möglichkeit, quer durch Korpora zu suchen, von großem heuristischen Vorteil. Auf diese Art und Weise ließe sich die Frage nach einer Ähnlichkeit der Strukturen bei Chamisso, Boeckh und Tieck beantworten: Wie wird gesammelt, wie wird kommuniziert, wie wird zitiert – bei Intellektuellen allgemein?

Doch auch speziell für die Tieck-Forschung sind Vorteile über die editorische Aufbereitung bzw. reiche Metadatenverzeichnung erkennbar. Einschlägige Fragen können so beantwortet werden - auch die nach den intellektuellen Genealogien. Verwandtschaften und Schüler-Lehrer-Beziehungen werden über die Entitäten (Personen, Werke, Orte, Institutionen) erfasst, um die Netzwerkformen sichtbar zu machen, die das 19. Jahrhundert geprägt haben. Bei Boeckh lassen sich Genealogien anhand der Liste der Mitglieder des Philologischen Seminars besonders leicht rekonstruieren, wobei man auf eine lange Reihe namhafter und einflussreicher Schüler kommt, die sich auch durch Widmungen und geschenkte Bücher in seiner Büchersammlung wiederfinden. Eine ähnliche intellektuelle Genealogie für Ludwig Tieck zu rekonstruieren, wäre sicherlich etwas komplexer. Doch mit einer sinnvollen Auszeichnungsstrategie ließe sich darauf hinarbeiten und nicht zuletzt auch die Mittlerfunktion von Dorothea Tieck deutlicher nachvollziehen. Ebenfalls untersucht werden können die genealogischen Verzweigungen, die von ihr ausgehen: Wie war sie vernetzt, bei wem hinterließ sie eine entscheidende Spur und wie verhält sich diese zu der des Vaters? Das sind Fragen, anhand derer die intellektuellen Genealogien konturiert werden könnten und zu denen Graphen, also Netzwerkvisualisierungen, in der Lage wären Antworten zu liefern.⁹⁰ Solche Forschungsperspektiven können bei digitalen Editionen mit Bedacht und umgesetzt werden. Sie geben nicht auf alles eine Antwort, aber sie ermöglichen es, Tendenzen zu beobachten und Hypothesen aufzustellen, die die Forschungsarbeit in bislang nicht erwogene Richtungen lenken können.

Was sagt ein Name? Bei Tieck und Solger erzählen die Namen, verbunden mit dem „und“, eine Geschichte der Gelehrsamkeit, der Kunst, der Freundschaft, der Politik in den 1810er Jahren – eine Intellektuellengeschichte. Schaut man aber hinter den Nachnamen hin zu den

⁹⁰ Allgemein dazu vgl. Franco Moretti, *Graphs, Maps, Trees: Abstract Models for a Literary History*, London 2005.



Vornamen, blicken Kulturkonstrukte durch, die wir bei weitem nicht so gut kennen wie die kanonische Geschichte der romantischen Schlaumeierfreundschaften. In diesen Zusammenhängen tun wir uns viel schwerer damit, Autorschaft zuzuordnen, treibende Kräfte zu benennen und über das Kalkül der Veröffentlichungsstrategien hinauszuschauen, um den Impetus zu umreißen, der Tradierung insgesamt zugrunde liegt. Aber auch für uns gilt es, Strategien zu entwickeln, um unseren Fragen nachzugehen, und auch wir können versuchen, medial so kreativ zu sein wie diejenigen, die uns eine Inspirationsquelle sind. Und das sind Tieck und Solger allemal.